„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“

Gespräch mit Barbara Molsen

Barbara Molsen, geb. 26.01.1946, studierte Germanistik und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität in Berlin, war dann von 1968 bis 1991 beim Deutschen Fernsehfunk (DFF) in Berlin als Redakteurin, Dramaturgin und leitende Redakteurin im Bereich Unterhaltung und Musik sowie als Moderatorin von Talksendungen tätig. 1991 übernahm sie im neu gegründeten Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) die Leitung des Programmbereichs Kultur und Wissenschaft und wirkte als stellvertretende Fernsehdirektorin. Vom 1.11.1996 bis 31.10.2006 war sie Hörfunkdirektorin des MDR.

Am 24.5.2017 führte Margarete Keilacker mit ihr ein Gespräch über ihr berufliches Leben.

Wenn ich mal so richtig biografisch vorgehe: Sie haben zunächst an der Humboldt-Universität Germanistik und Kunstgeschichte studiert. In dieser Zeit, das war für mich besonders interessant, haben Sie ein Volontariat bei „Nagy Vilag“ gemacht. Wie sind Sie denn dazu gekommen?

Also in Biografien spielen ja manchmal Zufälle eine große Rolle. An der Humboldt-Universität, das war die Philologische Fakultät, wurden damals noch Eignungsprüfungen durchgeführt, wenn sie da studieren wollten. Sie konnten sich nicht einfach so einschreiben. Zu meiner Eignungsprüfung saß in der Kommission Professor Wilhelm Girnus, Ihnen wird das noch etwas sagen. Das war eine Koryphäe, Herausgeber der Literaturzeitschrift „Sinn und Form“. Der hat meine Eignungsprüfung abgenommen, mich für geeignet gehalten und hat mich auch, das muss ich betonen, – dem habe ich eine ganze Menge zu verdanken – das ganze Studium über im Auge behalten. Wilhelm Girnus hatte im KZ gesessen und der damalige Verleger von der „Nagy Vilag“ war sein Mitgefangener gewesen. Als er merkte, dass ich mich über die deutsche Literatur hinaus für Theater und Journalismus interessierte – ich war während meines Studiums auch Dramaturgieassistentin am Deutschen Theater – sagte er: „In Budapest gibt es eine Zeitung, die ist sozusagen das Pendant zu „Sinn und Form“, die „Nagy Vilag“, wenn Sie möchten, könnte ich Sie dahin vermitteln. Die sind auch interessiert an Berichten über die Theaterszene in Berlin, da könnten Sie zum Beispiel etwas über die Inszenierung, an der Sie gerade mitarbeiten, schreiben.“ Und so bin ich zur „Nagy Vilag“ gekommen und habe da, glaube ich, im zweiten und dritten Studienjahr reingeguckt und dann später immer auch nochmal. Also das war, wie man so schön sagt, eine glückliche Fügung.

Und dann sind Sie nach dem Studium zum DFF, also dem DDR-Fernsehen. Wie kamen Sie denn zu dieser Zeit dahin?

Das hängt auch wieder ein bisschen miteinander zusammen. Ich habe während des Studiums, wie gesagt, der Ilse Galfert am Deutschen Theater, das war eine Dramaturgie-Ikone, ein bisschen assistiert und so mit Benno Besson eine Inszenierung gemacht, den „Ödipus“, und mit Frido Solter. Zu dieser Zeit – damals hieß es noch DFF, noch nicht Fernsehen der DDR – wurde dort sozusagen „entdeckt“, dass man Theater- und auch Operninszenierungen adaptieren kann für das Medium Fernsehen. Sie kennen ganz bestimmt die wunderbaren Fernsehaufzeichnungen aus der Komischen Oper, Walter

Felsensteins „Hoffmanns Erzählungen“ oder aus dem Deutschen Theater zum Beispiel „Nathan der Weise“ mit dem alten Professor Wolfgang Heinz. Am Deutschen Theater sagte Heiner Müller zu mir: „Also wir haben keine Dramaturgenstelle frei, hier kannst Du nicht anfangen. Aber warum willst Du dich nicht für das neue Medium begeistern lassen, wenn das Fernsehen jetzt anfängt, Theaterinszenierungen zu adaptieren. Das wäre doch was. Das wäre doch ein Einstieg.“

Ich hatte einen Kommilitonen, der war schon von der Humboldt-Universität direkt zum Fernsehen gegangen und den habe ich gefragt. Er meinte ganz lakonisch: „Komm doch einfach und frag!“ Und genau so habe ich es gemacht! Ich bin rausgefahren, wusste, da gibt es eine Chefredaktion Musik, die produziert zum Beispiel auch diese Opernadaptionen mit Walter Felsenstein, und da gab es einen Chefredakteur, Wolfgang Nagel, der hörte sich an, was ich zu erzählen hatte. Der empfing mich auch einfach so und sagte:, „Also ich habe keine Stelle für sie, aber sie könnten freischaffend anfangen“. Das gab es auch in der DDR. Und so habe ich also direkt nach dem Staatsexamen, von September 1968 bis April 1969 freischaffend gearbeitet – und zwar als Autorin, und das war eine ganz tolle Idee!

Die Chefredaktion Musik hatte eine Sendung, die hieß „Musica viva“, in der wurden architektonische Kleinode der DDR, wie z. B. Schloss Molsdorf vorgestellt, aber nicht nur die Architektur, sondern auch die aus der Zeit stammende, dazugehörige Literatur und Musik. Dafür habe ich ein Manuskript geschrieben, das werde ich nie vergessen – ich bin Thüringerin, Schloss Molsdorf liegt in Thüringen – und habe mir überlegt, wie langweilig das eigentlich für den Zuschauer sein muss. Da sieht er irgendwelche Bilder von dem wunderschönen Schloss Molsdorf und hört Literatur und Musik aus der Zeit dazu, unterhaltsamer wäre es, wenn man das moderiert gestaltet. Und da bin ich auf die Idee gekommen, weil ich Dieter Mann vom Deutschen Theater her kannte, der spielte damals „Unterwegs“, ihn zu fragen „Sag mal, könntest Du nicht mit der Petra Hinze zusammen so eine Sendung moderieren?“ „Ja“, hat er gesagt. Und das hatte einen wirklich durchschlagenden Effekt. Da gehen zwei junge Menschen durch ein altes Schloss, lesen „Vive la Joie! – Es lebe die Freude“ und erzählen, wer hier gelebt hat, was die gesungen haben, welche Musik gespielt wurde, und dann wurde die Musik gespielt. Es war plötzlich eine vollkommen modern anmutende Sendung geworden.

Und ich glaube, ich habe zwei oder drei von der Sorte konzipiert und geschrieben und dann bin ich fest angestellt worden. Als Absolventin mit einem Absolventengehalt von 499 Mark der DDR. So fing das an, auf einer Absolventenstelle als Redakteurin in der Chefredaktion Musik für solche Art von Sendungen. Also, noch eine glückliche Fügung.

Sie haben dann über viele Jahre, 22 Jahre etwa…

27. Meinen Sie jetzt Fernsehen?

27 Jahre im DDR Fernsehen. 27?

Ja, ich habe angefangen 1968 und habe aufgehört zum 31.12.1991. Jetzt rechnen wir mal beide, wie viel ist das?

Es sind doch 22 Jahre.

22 Jahre, gut, dann muss ich die fünf Jahre vom MDR noch dazu rechnen, dann sind es 27 Jahre Fernsehen.

Sie haben dort eigentlich immer so im Bereich Kultur, Musik gearbeitet, sowohl redaktionell als auch in leitenden Tätigkeiten. Wie ging das nach „Musica Viva“ weiter?

Ich bin in der Chefredaktion Musik geblieben, habe dann allerdings mit etwas ganz anderem angefangen und zwar mit einer Musikillustrierten, die hieß „Phon“. Diese Musikillustrierte habe ich fünf Jahre als leitende Redakteurin betreut. Das war eigentlich auch ein vollkommen neues Format. Das war wie ein Magazin, das sich mit Musik im weitesten Sinne beschäftigte. Wie sieht die Orchesterlandschaft aus, was inszeniert gerade Herr Prof. Herz an der Komischen Oper; aber eben auch Rock und Pop, es ging querbeet. Es gab keine Trennung zwischen E- und U-Musik, die ja früher ganz stramm durchgehalten wurde, und war dadurch schon ein Novum! Fünf Jahre haben wir das praktiziert. Anfangs mit einer monatlichen Ausstrahlung und dann war die Schlagzahl sogar höher, weil die Einschaltquote bei jüngeren Zuschauern enorm war. Wir hatten einen Grafiker, der hatte eine Trickfigur erfunden – den „Phoni“. Barbara Liebig moderierte durch das Programm mit dieser Trickfigur. Es gab also einen Dialog zwischen dieser animierten, damals noch nicht computeranimierten, sondern wirklich in verschiedenen Phasen gezeichneten Trickfigur und Barbara Liebig! Phoni sprach und kommentierte – auch mal etwas frecher. Wir waren in der Truppe alle verhältnismäßig jung. Es wurde uns zugestanden, dass wir so ein bisschen experimentieren und anders daherkommen als das etwas gediegenere Angebot

Ich habe immer versucht, etwas nicht zu lange zu machen. Und wie gesagt, nach fünf Jahren „Phon“ haben wir gemerkt, dass es anfängt, redundant zu werden. Man wiederholte sich! Anfang der 1970er Jahre fingen bei uns die Singebewegung, die Liedermacher und die Chanson singenden Schauspieler an, auf größeres Publikumsinteresse zu treffen... Die ersten „Tage des Chansons“ fanden im Gobelinsaal in Dresden statt. Es entwickelte sich etwas! Schauspieler entdeckten als Ausdrucksmöglichkeit das Lied – wie die Piaf oder die Gréco. Es gab junge Liedermacher, die eine Klampfe in die Hand nahmen und versuchten, ich will nicht sagen, aufmüpfig zu sein, aber geschickt auszuloten, was möglich war. Und das gefiel mir! Das Publikum in der DDR war ja sowieso sehr sensibel. Die Menschen hatten unglaubliche Antennen. Die haben ja nicht nur gehört, was gesagt wurde, sondern die haben vor allem gehört, was nicht gesagt wurde. Da gab es im Fernsehen – dann war es schon Fernsehen der DDR, wurde umbenannt von Deutscher Fernsehfunk zu Fernsehen der DDR – so ein paar Felder, die waren nicht wichtig genug, um im absoluten Trichter für Einflussnahme zu liegen... Also, es wurde ja versucht, vieles auch durchzustechen. Sogar wenn es um Kultur ging, wurde das versucht! Nur war das da nicht immer ganz so einfach, weil natürlich die Kulturleute auch ein gewisses intellektuelles Hinterland entwickelt hatten und wussten, wie sie zu reagieren hatten und da war von oben nach unten eben nicht immer alles eins zu eins so durchzustechen. Das andere waren die sogenannten „weißen Flecken“, sage ich immer, die nicht wichtig genug waren, um darauf sofort Einfluss zu nehmen. Das wurde später versucht. So dass wir also angefangen haben, ich weiß, ich habe viele Chanson-Sen-

dungen produziert, wo ich gedacht habe: Naja, das ist jetzt eine Vertonung von einem Erich-Kästner-Text, das muss so durchgehen, das ist gute Literatur. Dann kam mal ein Schauspieler mit einem Kreisler – also mit einem österreichischen Kabarettisten, das ging auch noch durch. Also es war sozusagen ein ständiges Vabanquespiel, hat aber auch Spaß gemacht, so ein Ausloten, was geht? Die Liedermacher hatten ihr eigenes Hinterland, da gab es das Komitee für Unterhaltungskunst, da saß Gisela Steineckert, die schrieb ja auch Liedtexte. Also da war auch schon so eine Möglichkeit, wir dehnen mal den Raum, soweit er zu dehnen ist. Aber es gab natürlich auch Rückschläge. Ich habe auch erlebt, dass mir gesagt wurde: Der Text geht nicht – ohne jede Diskussion! Das änderte sich dann etwas, als der Rahmen ein anderer wurde und die Rückendeckung eine andere. Anfang der 80er Jahre habe ich als Autorin und Redakteurin die „Pfundgrube“ mit Gisela May als Moderatorin betreut. Gisela May saß ja auch im Zentralkomitee der SED und hatte demzufolge natürlich ein ganz anderes Standing. Da war wesentlich mehr möglich. Und es ging dann auch darum, das war dann schon weit in die 1980er Jahre hinein, dass wir irgendetwas gegenhalten mussten. Das Westfernsehen war bei uns inzwischen überall zu empfangen, bis auf den Talkessel in Dresden. Also wir mussten einfach gegenhalten und da kamen dann auch – weil Gisela May hatte viele Jahre überall auch im Ausland arbeiten können – da kamen dann eben auch internationale Gäste. Das war dann schon eine andere Art zu produzieren, aber es ist mir auch da passiert, dass ich zwei Tage vor der Produktion – es waren keine Livesendungen zu dieser Zeit – noch keine Freigabe für den Text hatte, den Gisela May singen sollte. Und der war für meine Begriffe unerheblich, weil er hieß „Der alte Fritz ist wieder da“ – da war der gerade Unter den Linden, wenn Sie sich besinnen, wieder aufgestellt worden. Trotzdem stand die Diskussion: Dürfen wir so preußisch sein?

Also die Zeit beim Deutschen Fernsehfunk und beim Fernsehen der DDR war eine sehr gute Schule, sage ich mal, für Sensibilität, Durchsetzungsvermögen, auch dafür, dass man mal Kompromisse machen muss. Dass man, wenn man zwei Schritte vorgehen will, vielleicht auch einen halben zurückgehen muss. Dass man nicht mit dem Kopf durch die Wand kann. Dass man als Journalist auch die Meinung des anderen zu respektieren hat. Man muss sie nicht teilen, aber man muss akzeptieren, dass einer eine vollkommen andere Haltung hat und dass es manchmal auch nur der kleinste gemeinsame Nenner ist, wenn man etwas erreichen will. Das ist ärgerlich, aber es kann durchaus sein! Das war alles eine harte Schule und keine verlorene Zeit. Ich glaube, dass ich doch eine ganze Menge mitgenommen habe in die andere Zeit – in die Nachwendezeit.

Wendezeit im DFF

Da kommen wir mal zur sogenannten Wendezeit. Wie haben Sie das erlebt? Gehörten Sie vielleicht zu denen, die man als Avantgarde eines neuen Fernsehens der DDR beschreiben könnte?

Ich habe die Wendezeit als eine wahnsinnig spannende und auch erstaunliche erlebt und mich später gefragt: Warum ist das nicht früher passiert? Ich kann mich besinnen, dass irgendwann mal meine Sekretärin sagte: „Kann ich heute eher gehen? Ich will in die Kirche nach Köpenick“. Das war Anfang 1989 oder Ende 1988. Das hätte ich nie bei ihr vermutet! Und dann fing man an, sich so tastend zu unterhalten. Und irgendwann

habe ich gesagt: „Da geh ich auch hin.“ Es war ja auch immer so eine Frage, wie viel Nähe war möglich. Man konnte ja auch nicht jedem vertrauen in seinem unmittelbaren Umfeld. Daher dieses vorsichtige Herantasten: Auf welcher Wellenlänge schwimmst du denn, wo bist du denn zu Hause, wo bist du denn zu verorten?

Also die Wende habe ich als Eruption erlebt, wie Menschen plötzlich anfangen, sich zu öffnen, mutig zu werden! Dann ist das ja alles in einer frappierenden Geschwindigkeit passiert. Hinterher hat man gesagt: Wir könnten stolz sein! Ich glaube, wir haben selber gar nicht mitbekommen, in welcher Geschwindigkeit, mit welcher Selbstverständlichkeit wir manches ausgelöst haben. Anfang des Jahres saß man noch in der Kirche und im November standen wir auf dem Alexanderplatz, und was plötzlich innerhalb des Senders möglich war. Dass die Kollegen sagten: „Nee, mit dem Chefredakteur wollen wir nicht mehr...!“ Ich bin gewählt worden von einer Mannschaft aus Mitarbeitern, die eigentlich dazu überhaupt nicht legitimiert gewesen ist.

Als was sind Sie gewählt worden?

Als stellvertretende Chefredakteurin Musik. „Nee, das soll jetzt der Georg F. Mielke machen und die Barbara Molsen wäre gut dazu, da haben wir die Musikseite und die Literaturseite und dann können wir alles machen, was wir uns so vorgenommen haben.“ Es hatte so eine Naivität, so eine erschlagende Naivität und auch, neben dem Pragmatismus, so was Visionäres, so als wenn wir freischwebend im Raum wären. Ich glaube, wir hatten den Bezug zur Realität verloren, indem wir dachten, wir könnten etwas Eigenes beginnen! Wir waren aber in Strukturen eingebunden, die so nicht blieben! Die Zeit ist ja gerast – politisch gerast. Unabhängig von den Medien! Da kommt noch ein Krenz und dann kommt schon: Nein, wir wählen einen De Maiziere – und dann hat der Zug plötzlich eine Eigendynamik aufgenommen. Ich glaube, an dem Punkt, als klar war, das ist hier noch zu verkrustet, als die Leute gemerkt haben, hier passiert aus sich heraus nicht genug und daneben der Kanzler der Einheit die blühenden Landschaften in den Raum gestellt hat, gab es eigentlich kein Halten mehr.

Also im DFF hatten wir angefangen und haben sozusagen selbst versucht, uns zu reformieren – zu erneuern. Wir haben die Strukturen und das Programm verändert, versucht live zu senden und nicht mehr aufzuzeichnen. Es gab in dem Sinne keine Abnahmen mehr. Es gab natürlich noch einen Chefredakteur, der gesagt hat: „Macht das mal“ und „Gut, wir gucken uns das an“ oder „Ich lese mir mal die Annotation durch, was ihr da vor habt“. Es herrschte ein ungeheuer produktives und kreatives Klima und ein sehr vertrauensvolles, offenes Verhältnis, das die Kollegen untereinander gepflegt haben. Das muss man wirklich sagen. Der DFF hat ja noch überlegt, wie er sich in die Medienlandschaft einbringen kann.

Sie kennen das Modell NORA – der Nordostdeutsche Rundfunk, also dieser ganze Deutsche Fernsehfunk als Fünfländeranstalt, bringt sich als eine große Anstalt in die vorhandene ARD-Struktur ein. Und dann war der Einigungsvertrag unterschrieben und damit war die Sache gegessen. Mit dem Artikel 36 des Einigungsvertrages war klar: Der DFF wird abgewickelt! Es wird sozusagen das System übernommen, das in den alten Bundesländern gut funktioniert und hier werden ebenso einzelne Landesrund-

funkanstalten aufgebaut. Nichts ist mit einer Anstalt. Damit waren wir die „Einrichtung“ und zur Auflösung verpflichtet. Ich weiß, Herr Mühlfenzl ist mit viel Häme und mit viel Boshaftigkeit betrachtet worden, aber er hat nur seine Arbeit gemacht. Das muss ich leider sagen. Und die hat er sehr stringent gemacht. Also er wusste, er muss diese Einrichtung abwickeln.

Die neu gegründeten Länder hatten andere Sorgen, als sich vornehmlich um ihre Medienpolitik zu kümmern. Er hatte anfangs auch keine Ansprechpartner in den Ländern. Das kam ja erst. Und der Erste war nun mal Herr Biedenkopf, der sich darum gekümmert hat, weil er wusste, wie das geht. Die Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt und Thüringen, Herr Gies und Herr Duchac, hatten gewiss vorher auch noch nichts mit Medienpolitik zu tun. Herr Mühlfenzel hat seinen kurzfristigen und leicht chaotischen Auftrag trotzdem ganz bürokratisch korrekt abgewickelt, ich habe eine Kündigung zum 31.12.91 bekommen, richtig, wie sich das gehört. Und dass ich zum Mitteldeutschen Rundfunk gekommen bin, als in Berlin ansässig, ist dem nächsten größeren Zufall im Leben geschuldet.

Da kommen wir gleich drauf. Bleiben wir erstmal noch bei der Wendezeit. Sie haben da auch moderiert.

Ja.

Ich habe gelesen, den IFA-Talk. Gab es da noch mehr?

Also der IFA-Talk hat schon damit zu tun, warum ich zum Mitteldeutschen Rundfunk gekommen bin – die Internationale Funkausstellung. Ich habe moderiert von Anfang 1990 und die letzte Sendung Ende 1991. Das hatte ich mir auch von Herrn Professor Reiter erbeten, dass ich meine Arbeit beim DFF – da hieß er ja wieder DFF, das Programm hieß Länderkette, die Institution hieß Einrichtung –, meine Arbeit bis zum Sendeschluss erledige. Obwohl ich, wie gesagt, von Herrn Mühlfenzl eine vorsorgliche Kündigung zum 31.12.91 und ab 01.10.91 einen Arbeitsvertrag vom MDR hatte. Aber die Sendungen waren konzipiert und die Reihe hieß „Spielart“ und war vom Ansatz her eine Fortsetzung der „Pfundgrube“. Also Gisela May wollte nicht mehr – verständlicherweise muss ich sagen – denn live war nicht ihre Welt. Uns ging es darum, weiter zu betreiben, was da angefangen war – nämlich eine Öffnung unserer Kulturlandschaft zu der österreichischen, der schweizerischen, der französischen und natürlich zu der in den alten Bundesländern. Deshalb hatten wir versucht, etwas auf die Beine zu stellen, wie „SPIELART“! Also wir bringen zusammen einen ostdeutschen Kabarettisten und einen westdeutschen Kabarettisten, und es steht da der Intendant vom Friedrichstadtpalast und der vom Theater des Westens und der Kulturminister von Sachsen-Anhalt und vielleicht der, der hier in Berlin das Sagen hat. Wir haben versucht, uns der Situation, in der wir uns ja auch selbst befunden haben, einer Situation mit einem vollkommen neuen Umfeld, zu nähern. Die Kulturveränderungen, die Umbrüche in der Kulturlandschaft, die ja eine Folge der Umbrüche in der Gesellschaft waren, darzustellen. Das habe ich moderiert von Frühjahr 1990 bis Ende 1991, die letzten anderthalb Jahre in der „Einrichtung“.

September 1991 gab es die Internationale Funkausstellung, auf der ein neues Fernseh-Format Premiere hatte: 16:9 – also wesentlich größere Bildschirme, höhere Auflösung. Die ARD hatte beschlossen, jeden Abend von dieser Internationalen Funkausstellung eine Talkshow zu senden. Die zwei Moderatorinnen waren gesetzt – Hannelore Gadatsch und Lea Rosh. Die beiden sagten: „Naja, also Entschuldigung, wir bekommen jetzt eine vollkommen neue Medienlandschaft. Da wäre es doch ganz gut, wenn wir eine Ostfrau dabei hätten“. Dann haben sie sich wohl angeschaut, wer im DFF moderiert und gesagt: „Ach, wir würden ganz gerne die Frau Molsen vorschlagen, die könnte das doch mit uns machen“. Und so bin ich gefragt worden, und da ist mir natürlich erst einmal das Herz in die Hosentasche gefallen. Lea Rosh war sozusagen die Talkmasterin aller Talkmaster! Dann bekam ich vom Redaktionsteam – es war auch eine Redakteurin, darum hatte ich gebeten, vom DFF dabei, also eine Ostredakteurin – die Themenliste, was sie so abarbeiten wollten und da stand unter anderem an einem der sieben Abende das Thema „Medienmonopoly – wer zieht hier wen über den Tisch?“

Und unter anderem stand auch der Gründungsintendant des Mitteldeutschen Rundfunks auf dieser Gästeliste. Der war nämlich am 07.07.91 bereits gewählt worden. Der Vertrag über die Dreiländeranstalt ist schon am 30.05.91 unterschrieben worden. Das heißt, Herrn Biedenkopf ist es zu verdanken, dass es diesen MDR so als Drei-Länder-Anstalt gibt, was sich ja als sehr tragfähiges Konstrukt herausgestellt hat. Ich musste mich natürlich mit allen Inhalten auseinandersetzen, auch denen der anderen Abende, die mir zum Teil verhältnismäßig fremd waren. Und dann habe ich mir gesagt: Okay, alles was ich mir erarbeiten muss, erarbeite ich mir, wenn es geht, direkt. Dann habe ich schlicht und einfach in Leipzig angerufen und habe einen Herrn Reiter, also erst eine Sekretärin, am Telefon gehabt und gesagt: „Guten Tag, mein Name ist Barbara Molsen. Sie kommen zur Internationen Funkausstellung zu einer Talksendung“. „Ja“. „Ich bin eine der Moderatorinnen, die Ostmoderatorin nämlich“. „Ach, ist ja schön!“

„Ich würde mich gerne vorher mal mit Ihnen unterhalten“. „Na, dann kommen Sie mal runter.“ Und so bin ich nach Leipzig gefahren und saß in einem kleinen Zimmerchen in der Springerstraße Udo Reiter gegenüber. Es wurde ein sehr kontroverses und hoch hergehendes Gespräch – verständlicherweise –, weil das Thema das auch hergab – wer zieht wen über den Tisch? „Medienmonopoly“. Fragen mit dem Tenor: „Wieso glauben Sie eigentlich, dass Sie wissen, wie das Fernsehprogramm und das Radioprogramm in den neuen Bundesländern aussehen muss? Welche Sozialisation bringen Sie denn dafür mit? Was wissen Sie, wie die Leute hier denken und fühlen?“. Es war eine anstrengende, aber intellektuell vergnügliche Auseinandersetzung! Herr Reiter konnte gut streiten. Ich hatte es über die Jahre beim DFF gelernt. Und am Ende des Gespräches hat er gefragt: „Was machen Sie denn eigentlich nach dem Ende des DFF? Ich könnte Sie mir hier gut vorstellen“.

In besagter IFA-Talk-Sendung, das werde ich nie vergessen, konterte Herr Reiter auf Lea Roshs Frage: „Wieso glauben Sie eigentlich, dass Sie das alles nur mit Westkollegen bewerkstelligen können?“ mit der Bemerkung „Das bewerkstellige ich ja nicht nur mit Westkollegen. Ich habe gerade Frau Molsen ein Angebot gemacht, dass sie zu uns kommt als Kulturchefin“. Von dem Moment an war ich in der Live-Sendung als Moderatorin erst mal sprachlos! Aber gut! Ich habe noch ein paar Tage überlegt, weil,

natürlich ist das für eine Mutter von zwei schulpflichtigen Kindern nicht ganz einfach, zum Ehemann zu sagen: „Du, ich bin dann mal weg! Kümmere du dich mal alleine um die Schule, um die Kinder, um das Haus und um den Hund, ich fahre dann jetzt mal da runter und weiß auch noch nicht, wo ich schlafen werde“. Also, das war keine leichte Entscheidung, aber eben auch ein verlockendes Angebot, weiter Kulturfernsehen produzieren zu können. Und ich bin Thüringerin. Ich komme von da unten. Ich kannte mich in der Kulturlandschaft da unten ganz gut aus.

MDR: Neuanfang

Sie waren dann beim MDR bis 1996 Leiterin des Programmbereiches Kultur und Wissenschaft und stellvertretende Fernsehchefin.

Der Herr Reiter hat ja, glaube ich, ein vernünftiges Modell in der Größenordnung gefahren, die möglich war. Wir haben fünf Monate Zeit gehabt. Fünf Monate! Ich bin am 1.10.91 eingestellt worden. Er war, wie gesagt, ab 7.7.91 da, und wir mussten am 1.1.92 senden – ein Vollprogramm. Dass so viele Direktoren aus dem Westen kamen, ist ja vielleicht auch der Situation geschuldet, dass die wussten, wie das System funktioniert. Welche Spielregeln hier gelten. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich war ganz sicher ein Greenhorn. Ich konnte Sendungen machen, aber ich wusste nicht, wie läuft denn eigentlich dieses System, an welchen Strippen musst du ziehen, damit was passiert?

Das heißt, da sind dann MDR-Direktoren in die ARD-Runde gekommen, die dort schon bekannt waren, die auch wussten, wie was geht. Also denen konnte man auch nicht ein „X“ für ein „Y“ vormachen. Was man wahrscheinlich mit einem Ostdirektor gut hätte machen können. So gesehen, war das natürlich eine sehr pragmatische Lösung von Reiter. Mal ganz davon abgesehen, wie nach dem alten ARD-System Personalbesetzungen funktioniert haben, auch das wissen wir. Warum sollte das in den neuen Bundesländern anders sein als in den alten Bundesländern, wenn das System sozusagen eins zu eins übernommen wurde. Wurde es ja erst einmal. Dass es dann später etwas anders beim MDR gelaufen ist, ist eine andere Frage. Aber so ist es ja erst einmal eins zu eins übernommen worden. Es hat die gleiche Systematik gegolten.

Ich bin also als Stellvertreterin eingesetzt worden, weil Herr Reiter alle Direktorenposten mit Tandems besetzt hat. Ich habe immer gesagt, ganz einfach: „Der Direktor lenkt und der Ost-Stellvertreter sitzt hinten und tritt in die Pedale, damit die Maschine läuft!“ So spaßig das Bild auch scheinen mag, ganz falsch war es nicht. Der Fernsehdirektor war Henning Röhl, der kümmerte sich um organisatorische Fragen. Wir hatten ja gar keine Infrastruktur und nichts. Also gründete er Töchter, Produktionstöchter. Irgendwo und -wie musste ja auch produziert werden.

Er kümmerte sich sehr intensiv um solche Sachen. Ich habe mich mit anderen Kollegen um das Programm gekümmert. Also, was sollten die Zuschauer in unseren drei Ländern nicht vermissen, was brauchten sie auch weiter zum Selbstverständnis und auch für das Selbstbewusstsein. Es hatte sich ja alles geändert, das ging ja nicht nur uns so. Ich habe ein neues Urheberrecht lernen müssen, ein neues Leistungsschutzrecht. Alles was ich gekonnt und gewusst habe, war nichts mehr wert – hat nichts mehr gegolten. Natürlich ging es unseren Zuschauern ganz genauso. Sie haben sich in einer vollkom-

men neuen Umwelt zurechtfinden müssen. Deshalb haben wir versucht, das Programm wirklich so zu gestalten, dass es, ich sage mal – so blöd, wie das klingen mag –, ein Stück Lebenshilfe war. Also wie geht was. Wie findet man sich heute zurecht und dass man auch ein Stückchen Heimat hat, klingt vielleicht jetzt kitschig, aber was man selbst erlebt hat. Dass man sich wiederfindet in dem Programm.

Nun muss man dazu sagen, dass der Mitteldeutsche Rundfunk zwar in der Leitungsetage fast durchgängig mit Kollegen aus den alten Bundesländern besetzt war, aber in den Macheretagen fast ausschließlich mit Kollegen aus den neuen Bundesländern. Also es sind sehr viele Kollegen aus Adlershof mitgegangen. Ich habe, glaube ich, fast den ganzen Programmbereich mit Adlershofer Kollegen besetzt, und ich weiß, dass die Radiokollegen aus der Springerstraße auch fast alle geblieben sind. Der Programmbereich hieß „Programmbereich Kultur und Wissenschaft“ und beinhaltete: Kultur, Wissenschaft, Kinder, Kirche und Soziales. Wir haben am 23.12.91 in Gera eine ganze Etage der ehemaligen Stasizentrale bezogen. Jetzt werden Sie fragen: „Warum Stasizentrale?“ Ganz einfach, die Stasizentrale in Gera hatte einen riesigen Kulturraum in der Mitte, wie ein eigenes Gebäude, wie ein Kulturhaus. Und das Kulturhaus hatte Studiohöhe, so dass man die ganze Lichttechnik einbauen konnte. Schon zu DFF-Zeiten, also zu Zeiten, als es noch die Länderkette gab, haben wir von Adlershof aus ja Landesstudios gebaut.

Dort wurde das Landesstudio Thüringen installiert, weil die Voraussetzungen für ein total funktionierendes Studio vorhanden waren. In Gera begann der ganze Programmbereich um dieses Studio herum in der Stasizentrale zu arbeiten, die war wie ein Hufeisen gebaut. Wir haben eine der Etagen bezogen, und da ist, wie man so schön sagt, „zusammengewachsen, was zusammengehört“. Denn natürlich haben die Kollegen, die darunter gekommen sind und nicht nur aus Adlershof, sondern auch aus den alten Bundesländern, so schnell keine Wohnung in Gera bekommen können. Welcher Oberbürgermeister kann über Nacht 60/70 Wohnungen oder Zimmer besorgen? Das heißt, wir haben auf den Etagen nicht nur gearbeitet, sondern weil die multifunktionstüchtig waren, auch geduscht und geschlafen. Für die Kollegen aus den alten Bundesländern war das auch eine Herausforderung! Es gab junge Kollegen, die gesagt haben: „Mensch, ist ja toll. Im Westen kenne ich das System, das würde ich noch lange brauchen, um mich hochzudienen, mich interessiert, was da drüben Neues entsteht!“ Sie kennen den wunderschönen Satz: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne!“ Und natürlich lag ein Zauber darin. Also immer, wenn man etwas Neues beginnen kann, liegt darin ein Zauber. Die zehn, glaube ich, waren es etwa, Kollegen, die dann gesagt haben: „Okay, ich gehe dahin“, nach dem sie auch Gera gesehen hatten, die haben wahrscheinlich vorher auch nicht gewusst, wo Gera liegt. Dann dürfen Sie nicht vergessen, Gera war auch ein Platz, an dem mal Uran abgebaut wurde. Das war schon auch ein großes Abenteuer, auch für die Kollegen, die aus den alten Bundesländern gekommen waren, nicht nur für die, die aus Adlershof kamen. Es war ein toller Anfang.

Wir haben ja manchmal über Nacht klären müssen: Was senden wir übermorgen? An den ersten Sendetagen war alles „mit heißer Nadel gestrickt“! Wenn ich mal ein Beispiel bringen darf: Die Unterhaltung saß in Dresden, da gab es einen Unterhaltungschef, der kam auch aus den alten Bundesländern, Wolfgang Brehmke. Er war vom Norddeutschen Rundfunk gekommen, hatte dort die NDR-Talkshow betreut und bei uns

den berühmten „Riverboat“-Talk – damals hieß es noch „MDR-Club“ – erfunden. Am 3. Januar 1992, also drei Tage nach Sendestart, war die erste Sendung. Kurz zuvor hing Herr Brehmke bei mir in der Leitung und fragte: „Sag mal, ich habe zwei Moderatoren, sind zwei Männer, aber es müsste noch eine Frau dazu. Ich habe aber so kurzfristig keine bekommen, kannst Du nicht mal einspringen?“ Ja, was macht man da? Natürlich, ich bin eingesprungen. Tage später habe ich meinem Kollegen Wolfgang Kenntemich, der war Chefredakteur beim MDR, angerufen und gesagt: „Wolfgang, wir senden am 6. Januar ‚espresso‘, das ist eine Talksendung, die sich mit der politischen Situation in den neuen Bundesländern beschäftigt. Kannst Du die mit mir moderieren? Es wäre gut, wenn wir das als Ost/West-Gespann gemeinsam machen würden“. Sie müssen sich vorstellen, wir haben manchmal drei Tage vorher noch überlegt, senden wir was live aus dem Studio, das war immer die Notvariante, wenn gar nichts ging, oder finden wir noch was, was wir senden können oder war noch einer mit einer Kamera unterwegs und hat noch eine Reportage fertig drehen können?

Es war ein Fernsehvollprogramm und dieser Programmbereich hatte 30 Prozent des gesamten Fernsehvolumens beizusteuern, eine Riesen-Herausforderung, es war, glaube ich, für alle eine Wahnsinnszeit. Es war auch eine Zeit der Selbstverwirklichung, jeder ging mit einer ungeheuren Kreativität an die Sachen ran. Den Satz „Das geht nicht“ gab‘s nicht! Für alles wurde eine Lösung gefunden, und das galt nicht nur für die Kreativen – also die Redakteure und die Journalisten. Das galt ebenso für die Techniker und Mitarbeiter aller Gewerke. Wenn ich überlege, unter welchen Bedingungen wir die Zulieferungen für die ARD bewerkstelligt haben. Da musste der Fahrer es noch schaffen von Gera bis zum „Wilden Mann“ nach Dresden zu fahren, damit das Band dort rechtzeitig aufgelegt werden und der „Kulturreport“ aus Leipzig gesendet werden konnte. Also es waren wirklich abenteuerliche Zeiten.

Darüber können Sie sicherlich Romane schreiben.

Abenteuerliche Zeit. Also wirklich. Heute unvorstellbar.

Beim MDR, das hatten Sie gerade schon gesagt, haben Sie dann auch mal „Riverboat“ moderiert. Haben Sie das öfter gemacht oder war das nur…?

Nein, also das war wirklich nur eine Episode, ich glaube, ich habe „Riverboat“ dreimal moderiert, das war ja auch nicht meine Kernaufgabe, ich hatte mich um den Programmauftrag und seine Realisierung zu kümmern.

Die Programmformate mussten ja alle neu entwickelt werden. Also die Wissenschaft musste ein eigenes Wissenschaftsangebot entwickeln. Angefangen haben wir mit „Einfach genial“, einem Wissenschaftsmagazin! Ebenso verhielt es sich bei der Kultur, das Kulturmagazin haben wir in Anlehnung an eine Kulturreise durch unsere drei Länder „Artour“ benannt und später „Die Geschichte Mitteldeutschlands“ aufgelegt. Wir mussten sehen, dass wir für die Kinder, das Kinderfernsehen, was entwickeln. Herausgekommen sind „Eene meene mopel“, „Die Gespenster von Flatterfels“ oder das „Schloss Einstein“ – also Kinderserien, die uns das Erste ARD-Programm gerne abgenommen hat. Die Kollegen, die ich aus der Kinderabteilung des DFF nach Gera geholt habe, die wussten na-

türlich auch, welche Schätze noch in Adlershof liegen, denn der DFF hatte ja traumhafte Kindersendungen produziert. Aufbauend auf diesen Kompetenzen lag die Vision von einem eigenen Kinderkanal nicht so ganz außerhalb des Möglichen. Die Kirche bekam neben den Gottesdienstübertragungen auch ihr eigenes Magazin – „Glaubenszeichen“. Wir haben bis spät in der Nacht bei schlechtem Rotwein – guten gab es zu den Zeiten noch nicht in Gera – auf unserer Etage gesessen und an unserem Programmangebot gebastelt. Als Pendant zu „Riverboat“ ist uns „Unter uns“ eingefallen, wo es nicht um Prominente und deren Lebenslagen geht, sondern um „Otto Normalverbraucher“ und dessen Befindlichkeit. Und wegen der Vertrautheit – „unter uns“– sind wir damit in den „Angermeier“ nach Erfurt gezogen.

Wir haben sozusagen kreativ aus dem Vollen schöpfen können. Es musste alles neu erfunden werden. Es ist schon so das Highlight für Leute, die Sendungen gestalten, wenn sie nicht irgendwelchen alten Fußstapfen folgen müssen und immer wieder nur etwas „relaunchen“ müssen, sondern wenn man sagen kann: „Okay, wir erfinden etwas vollkommen Neues“. Das war super.

MDR-Hörfunkdirektorin

Sie haben dann zum ersten Januar 1996 die Hörfunkdirektion übernommen im MDR.

Nicht zum ersten Januar.

Nein?

Nein, zum ersten Januar 1996 nicht. Ich bin an meinem 25. Hochzeitstag gewählt worden! Also am 9.9.1996 hat die Wahl stattgefunden.

Naja, am 01.11.

Ja, ich habe das Amt am 1.11.96 übernommen. Das ist der Tatsache geschuldet, dass meine Vorgängerin nicht wiedergewählt worden ist und Herr Reiter überlegt hatte, was er jetzt macht. Ich hatte mit meinem Fernsehdirektor ein, wie sagt man, produktiv angespanntes Verhältnis, um es mal vorsichtig auszudrücken, und ich hatte schon überlegt, ob ich mich anderweitig orientiere, und da gab es auch entsprechende Offerten. Dann kam Herr Professor Reiter mit der Feststellung: „Gutes Programm ist gutes Programm, ob nun für Radio oder für Fernsehen. Könnten Sie sich denn Radio vorstellen?“ Und dann habe ich etwas überlegt und gedacht: „Naja gut, du hast eigentlich vom technischen Verbreitungsweg wenig Ahnung, obwohl du schon mal für das Radio gearbeitet hast – sogar als Korrespondentin“.

Ach so?

Also das ist ein Witz, den habe ich auch bei der Wahl erzählt. Aber okay. Das Radio der DDR hatte ein Kinderradio – die sogenannte „Tecco-Zentrale“ –, die machten schon damals tolle Sachen. Kinder durften selber mit einem Nagra-Gerät – einem Aufnahmerekorder – und einem Mikrofon herumziehen und in Thüringen zum Beispiel oder wo

auch immer, wo sie eben als Korrespondent eingesetzt waren, kleine Reportagen von dem erstellen, was ihnen so begegnete. Ich war so eine Tecco-Korrespondentin und habe Reportagen abgeliefert. So gesehen hatte ich schon für das Radio gearbeitet. So weit, so gut als Spaß.

Nein, ich habe mir das länger und ernsthaft überlegt und mir gesagt: Okay, das ist natürlich nochmal was! Ein anderer Vertriebsweg, wenn man so will, aber Radio hat dadurch auch eine ganz andere Dimension. Da hat die Sprache einen ganz anderen Stellenwert, wenn man Bilder im Kopf erzeugen muss, weil man sie nicht visualisieren kann. Dann waren da noch die Klangkörper – also das älteste Rundfunkorchester Europas und der größte professionelle Chor Deutschlands. Also es hat mich schon gelockt. Ich habe ihm zugesagt: „Okay, wenn Sie mir das zutrauen, traue ich mir das auch zu" – und habe den Sprung gemacht vom Fernsehen zum Radio! Was rückblickend ganz gut war, weil es die beiden Vertriebswege, die damals so gar nichts miteinander am Hut hatten, auch ein bisschen nähergebracht hat.

Ich kann mich besinnen, dass es dann ganz selbstverständlich war, wenn der MDR Musiksommer geplant wurde, dass natürlich die Kollegen vom Fernsehen genauso ein Mitspracherecht hatten: Wo findet die Eröffnung statt, die wurde ja im Fernsehen übertragen, welche Spielorte sind hinsichtlich der Kulisse, der Lichtverhältnisse und für die Fernsehtechnik geeignet? Also wir haben Produktionen schon gemeinsam geplant und darüber hinaus auch manchmal schon bimedial gedacht! Ja, und ich habe angefangen, das alles durch die „Radio-Brille" zu bewerten.

Und haben da relativ schnell die Programme profiliert?

Tja, dass „Kunststück" bestand darin, dass ich, wie gesagt, am 9.9.96 gewählt wurde. Am 20.9.96 war die Grundsteinlegung für die Hörfunkzentrale in Halle und am 1.1.1997 übernahm der Mitteldeutsche Rundfunk die ARD-Federführung. Das heißt, ich hatte es plötzlich nicht nur mit dem Hörfunk zu tun und den Fragen: Wie schaffen wir den Umzug? Wo zieht das Orchester hin, wenn wir aus der Springerstraße ausziehen? Was heißt jetzt alles digital und nichts mehr analog? Was mache ich denn mit dem ganzen Archiv, das ist ja alles analog da unten im Keller? Das sind aber Schätze, die kann man nicht wegschmeißen. Was machen wir mit der ganzen Technik, die wir beim Umzug in der Springerstrasse stehen lassen? Sondern ich hatte es zudem mit der Situation zu tun, als Hörfunkdirektorin, die zwei Monate im Amt war, der Hörfunkkommission vorzusitzen, mit Hörfunkdirektoren am Tisch, die ihren Job aus dem Effeff kennen, die das System aus dem Effeff kennen! Da wusste ich, so einfach wird das nicht. Denn ich hatte ab und zu mal Herrn Röhl in der Fernsehprogrammkonferenz vertreten und wusste, da wird mit harten Bandagen gekämpft. Irgendwann hatten wir eine Serie im Fernsehen gemacht, „Das war die DDR", und die wollten wir im ERSTEN platzieren. Aber, wenn einer was einbringen will, muss ein anderer ja was weglassen.

Also ich weiß noch, dass ich es ganz toll fand, dass Herr Kellermeier, der Fernsehdirektor vom Norddeutschen Rundfunk, zwei oder drei Sendeplätze des „Kleinen Fernsehspiels" geräumt hat, um Platz für „Das war die DDR" zu schaffen. Das war alles nicht so ganz einfach, denn auch da musste zusammen wachsen, was zusammen gehörte.

Also, ich saß der Hörfunkkommission vor – als ein Greenhorn, was den Hörfunk betrifft – und muss sagen, ich habe mich sehr wohl gefühlt, weil die Kollegen mir mit Respekt und Kulanz begegnet sind. Weil sie sich wohl gesagt haben: Gut, zwei Monate im Amt, vom Hörfunk nicht so viel Ahnung, aber von der Sache an sich, vom Programm machen schon – und das auch an manchen Stellen genutzt haben. Es waren zwei Frauen in der Hörfunkkommission und die waren beide aus dem Osten. Die Hörfunkdirektorin vom ORB, Hannelore Steer, und die vom MDR.

Natürlich gibt es auch im Radio immer wieder Bedarf, etwas zu erneuern, zu aktualisieren, zu hinterfragen: „Hat das noch Bestand, ist das noch zeitgemäß?“ Ich weiß, dass es von den Kollegen schon auch als positiv empfunden wurde, dass die beiden Ostfrauen sich nicht alle „alten Hüte“ haben aufsetzen lassen, sondern ihre zeitgemäße Beschaffenheit infrage gestellt haben. „Müssen wir das denn jetzt auch noch so machen? Sollten wir das nicht alle ändern“? Als Newcomer wird einem eine gewisse Unverfrorenheit zugebilligt. Die zwei Jahre ARD-Vorsitz waren ein guter Crash-Kurs in Sachen Radio, weil sie mich mit allen Problemen, die das Radio in der ARD hat, konfrontiert haben und es hat den Mitteldeutschen Rundfunk auch vorangebracht. Also wir haben dadurch auch einiges bewerkstelligen können.

Das Erste, was anstand, war natürlich die Digitalisierung, nicht nur im Mitteldeutschen Rundfunk, aber bei ihm allen voran, weil wir eine neue durchdigitalisierte Hörfunkzentrale bauten: „Was bedeutet die Digitalisierung des Radios für uns“? Was heißt jetzt digital? In der Springerstraße war alles analog, klar. In Halle wurde nach dem Richtfest – ein Jahr später, das war der Wahnsinn, wie damals auch noch gebaut wurde, mit welcher Geschwindigkeit – nach dem Richtfest ging es daran, die ganze Hörfunkzentrale vom Keller bis zum Dachgeschoss nur noch digital auszustatten. Die ganze Mannschaft musste umlernen von analog zu digital, und das bei laufendem Programm und dann umziehen von einer analogen in eine ausschließlich digitale Welt. Also der ARD-Vorsitz war 1997/98 und 1999 hat es dann den Umzug gegeben. Den haben wir step by step gemacht, das heißt mit anderen Worten: Welle für Welle, Radioprogramm für Radioprogramm. Immer eine Hälfte der Mannschaft war schon in Halle und übte digital, während die andere in der Springerstraße noch analog sendete. Dann tauschten die: Die, die digital geübt hatten, gingen wieder in die Springerstraße und sendeten weiter analog und die anderen übten digital. Am Stichtag zog die gesamte Mannschaft rüber nach Halle und der digitale Produktions- und Sendebetrieb begann dort. So zog eine Welle nach der anderen und zwar der Reihe nach.

Die ersten waren natürlich SPUTNIK. SPUTNIK war ja der Sender, der im Grunde das höchste technische Knowhow hatte. Die hatten ja keine Frequenzen, weil – Sie wissen – SPUTNIK sendete über den Astra-Satelliten und streamte im Netz. Die bekamen dann mit viel Kampf Stück für Stück Frequenzen in Sachsen-Anhalt. MDR INFO gab es überhaupt nicht auf UKW. MDR INFO, also das Nachrichtenradio, gab es, als ich kam, nur auf Mittelwelle. Sie haben aber in keinem Auto mehr zu dieser Zeit überhaupt eine Mittelwelle gehabt. Das heißt, sie senden also in den Äther! Da haben wir aus der Not eine Tugend gemacht und die anderen Inforadios der anderen Landesrundfunkanstalten – angefangen haben wir mit B5 – zu einer Kooperation bewegt. Also B5, vom Bayerischen Rundfunk das Informationsradio, hat die ganze Nacht über, weil sie selber nicht

durchgesendet haben, MDR INFO übernommen. Wir haben also das Produkt erstmal exportiert, bevor wir es im eignen Sendegebiet auf UKW senden konnten. Was ganz gut war, so konnte man der Politik sagen: „Schaut mal, in Bayern empfangen sie uns über UKW, auch in Hessen, dann kam noch der Norddeutsche Rundfunk dazu, nur im eigenen Sendegebiet empfangen uns unsere Hörer nicht!“ Wir haben dann Stück für Stück einen UKW- Flicken-Teppich für MDR INFO zusammenlegen können. Also, SPUTNIK waren die ersten, die in Halle einzogen. Dann zog MDR INFO ein. Dann zog MDR KULTUR ein. Immer, wie gesagt, mit dem vorausgegangenen sechs- oder achtwöchigen Üben. Zum Schluss, das war Ende 1999, zog eigentlich MDR Live ein, aber fing am 01.01 2000 an, als „ JUMP“ zu senden – die neue Popwelle.

Dann standen wir in der Springerstraße vor einem besenreinen Haus, in dem noch die analoge Technik stand und die war so toll in Schuss, dass man sie eigentlich nicht wegschmeißen konnte. Wir sind in der DDR groß geworden mit der Haltung: „Da muss doch noch was daraus zu machen sein, das kann man doch nicht einfach wegschmeißen.“ Verschrotten? Nein, machen wir nicht! Wie können wir denn das noch sinnvoll nutzen? Der Mitteldeutsche Rundfunk hatte, das hatten wir im Fernsehen schon, Kooperationen zu Osteuropa, zu osteuropäischen Sendeanstalten. Wir haben uns als Brücke zu Osteuropa verstanden. Im Fernsehen gab es Kooperationen mit dem polnischen Fernsehen, dem tschechischen Fernsehen, so dass ich es für das Radio genauso selbstverständlich hielt.

In der DDR gab es eine Zeit, da sind sehr viele Kubaner ins Land gekommen, wenn Sie sich besinnen. Es gab also auch kubanische Mitarbeiter in der Springerstraße, die waren bei uns groß geworden. Irgendwie sind wir dann auf die Idee gekommen: Wie sieht das jetzt eigentlich in Kuba aus. Ein Journalist sagte: „Ach, bei uns würde man sich über die Technik freuen.“ Und so ist es zustande gekommen: Ich glaube, es ist nicht ein Mikrofon und nicht ein Mischpult auf dem Schrott gelandet. Alles ist nach Havanna exportiert worden und – genauso exotisch, aber es war nun mal so – nach Georgien! Es ging immer weiter gen Osteuropa – Polen, Bulgarien, Rumänien, und dann waren wir sogar in Georgien angekommen.

Das war das eine Problem, dass die Technik möglichst nicht auf dem Schrotthaufen landen sollte und das andere war: Wohin mit dem Orchester? Das Orchester saß ja auch in der Springerstraße und da war auch der Probensaal, ein sehr maroder, aber eben ein Probensaal. Wohin mit dem Orchester? Das Orchester brauchte ein neues Zuhause. Da haben wir dann mit der Stadt Leipzig verhandelt. Zuerst war an das Zoogebäude gedacht worden, das alte Haus, was da vorne stand. Das war aber dann von den Nutzungsmöglichkeiten doch nicht so optimal. Also, das muss ich auch sagen, da hat dann auch Herr Tiefensee, der damals Oberbürgermeister von Leipzig war, richtig reagiert und toll mitgezogen, zu sagen, das älteste Rundfunkorchester Europas soll seine Stadt Leipzig nicht verlassen und vielleicht nach Erfurt – die waren interessiert – umziehen, sondern sollte in Leipzig bleiben und der Chor ebenso! Wir funktionieren, das war damals schon im Gespräch, den sogenannten Zahn, also das Unigebäude, um – die unteren fünf oder sechs Etagen für die Administration der Klangkörper und für Probenzimmer, und wir bauen einen neuen Probensaal, den man neben das Gewandhaus stellt, so dass die Musiker, weil wir dort ja unsere Konzerte gegeben haben, trockenen

Fußes über die Brücke ins Gewandhaus gehen können. Der musste nun auch noch gebaut werden.

Nach der Federführung gab es immer noch Bauvorhaben, Umzüge und Technikfragen zu klären, aber allem voran Programmfragen, die während der Federführung ein bisschen stecken geblieben waren. Denn bei MDR KULTUR hatten wir schon 1998 angefangen mit vorsichtigen, graduellen Relaunches. Also nicht mit einem Knall: Wir machen jetzt kein vollkommen neues Kulturprogramm, sondern begrenzt auf tageszeitliche Inseln. Es gab „Figaro am Morgen“ zum Beispiel, das war ein Kulturmagazin am Morgen. Wo ich so überlegt hatte, wenn du früh aufstehst, willst du da gleich Bruckner hören oder was erwartet man eigentlich unausgeschlafen am frühen Morgen von einem Kulturradio? Da will man möglicherweise nicht nur E-Musik hören, sondern auch mal was, was anders klingt und man möchte informiert werden, was es an Premieren gibt, an Ausstellungen oder an neuen Kinofilmen – eben auch Alltagskultur! Dieses „Figaro am Morgen“ hatte sich so durchgesetzt, dass wir dann auch noch ein „Figaro am Nachmittag“ aufgelegt haben. Das gleiche Prinzip, wenn die Leute die Arbeit hinter sich haben, worauf möchten sie sich vorbereiten? – Auf den Feierabend, möglichst einen beschwingten! Irgendwann haben wir uns dann gefragt – also die Hörer sprachen bei der MA, bei der Medienanalyse schon nicht mehr von MDR KUTLUR, sondern sagten: „Ich höre Figaro“ – was passiert eigentlich, wenn wir das ganze Programm Figaro nennen? Figaro, damit assoziiert man natürlich Kultur, ob Mozart oder Beaumarchaise! Natürlich assoziiert man damit auch Alltagkultur, nämlich wenn man zum Friseur geht. Also, es war ein bisschen riskant. Ich bin dafür auch ganz schön „verkloppt“ worden von einigen Kritikern. Aber die ehemalige Kulturchefin hatte da vielleicht auch ein bisschen Rückenwind. Es ging ja nicht darum, wie das Programm heißt, sondern was das Programm vermittelt und FIGARO war nach wie vor ein lupenreines Kulturprogramm mit „Lesezeit“ am Vormittag, mit Hörspielen, die pausenlos ausgezeichnet worden sind – ob „Die Päpstin“ oder „Die Gräfin Cosel“! Also es ist uns dann auch verziehen worden, nachdem sich die Hörerschaft mehr als verdoppelt hatte! Von da an war der Name FIGARO kein Thema mehr.

Und Sie waren nicht mehr mit Bauen beschäftigt als mit allem anderen?

Nein, ich war nicht vorrangig mit Bauen beschäftigt. Wir hatten eine tolle Bauabteilung. Ich war zwar sehr oft auf der Baustelle in Halle. Das hatte aber schlicht und einfach damit zu tun, dass der Bauherr auch auf Wünsche eingegangen ist. Diese Hörfunkzentrale in Halle ist ein Körper-in-Körper-Haus. Das heißt, in der Mitte – rund – ist die ganze Sendetechnik und ringsum – im Quadrat – sitzt die Infrastruktur – also alle Redakteure. Wir wollten auch, dass für jede Welle genug Platz ist. Auf jeder Etage saß eine Welle. Ganz unten SPUTNIK und dann die Kultur mit dem riesengroßen fantastischen Hörspielstudio. Ganz oben saß Info wie die „Enterprise“ mit einem hochmodernen Studio. Alles Selbstfahrer-Studios. Also für die Journalisten auch eine vollkommen neue Arbeitswelt, an die man sich erst gewöhnen musste, deshalb waren wir schon öfters mal auf der Baustelle und haben mit den Programmchefs und den Hörfunktechnikern geschaut, was noch zu verbessern wäre. Es ging ja auch darum, dass die Architektur und Infrastruktur adäquat zu unseren Arbeitsabläufen funktioniert. Das hat wirklich alles toll gepasst, auch wenn es am Anfang Eingewöhnungsschwierigkeiten gab nach dem

Motto „Ach Gott, da muss ich ja ganz rumgehen“ oder „Wo ist denn hier die Toilette?“, aber im Grunde genommen ist es ein funktionstechnisch tolles Haus geworden. Also bei der Einweihung waren wir alle sehr begeistert. Und was man heute…

...ich war dabei.

…ja, genau, ich weiß! .... was man heute so an Baugeschichten hört, ob vom Berliner Flughafen oder wovon auch immer, ich kann nur sagen: Respekt vor diesen Bauleuten! Es hat alles geklappt. Wir haben wirklich vom ersten Tag an fehlerfrei gesendet. Also ohne Aussetzer.

Das ist heute nicht mehr möglich. Jedenfalls beim MDR Sachsen nicht.

Das weiß ich nicht, da kann ich nicht mitreden. Wir hatten mal einen Bombenalarm! Da haben wir unseren Sendebetrieb an eine andere ARD-Anstalt abgeben und unser Haus evakuieren müssen. Aber ansonsten kann ich mich an keine Katastrophe erinnern! Die Kollegen waren mit ihrer Arbeitswelt sehr zufrieden.

Das einzig Schwierige war die Trennung zwischen Wohnort und Arbeitsplatz. Ich bin im September 1999 privat von Leipzig nach Halle gezogen, in der Hoffnung, dass ich als gutes Beispiel vorangehe und vielleicht noch ein paar Kollegen mit nach Halle umziehen. Für die Leipziger war das natürlich eine Umstellung. Trotzdem ist nur eine Handvoll der Mitarbeiter nach Halle gezogen, die anderen haben sich jeden Morgen in ihr Auto gesetzt und sind nach Halle gefahren. Die Tiefgarage war immer voll – verständlicherweise. Es ist keiner so recht privat umgezogen, aber wir waren für Halle natürlich schon ein wichtiger Standort-Faktor.

Es hat ja viel stattgefunden in der Hörfunkzentrale, auch an Ausstellungen. Wir haben das ARD-Orchestertreffen nach Halle geholt. Da war ja neben uns die auch gerade zwei Jahre vorher fertig gewordene Händel-Halle. Es gab alle vier oder fünf Jahre ein ARD-Orchestertreffen. Die großen Rundfunkorchester der ARD machten so eine Art Festival und da hat eben 1999 das ARD-Orchesterfestival in der Händel-Halle stattgefunden. Also da waren dann auch das hervorragende Bayerische Rundfunkorchester oder das NDR Rundfunkorchester mit großen Namen und großem Repertoire da. Für die Stadt war das natürlich ein Event. Wie der Einzug der Hörfunkzentrale gewiss ein Schub war, wenn zu unseren Hörspielproduktionen Schauspieler wie Klaus Maria Brandauer oder Angelika Domröse anreisten. Der Standort der Hörfunkzentrale war sicher auch für die Stadt ein Zugewinn, so war es ja auch gemeint im Staatsvertrag.

Viele Mitarbeiter wollten aber aus der Springerstraße eigentlich nicht weg?

Das ist richtig.

Wie haben Sie die denn motiviert? Außer dass Sie selber nach Halle gezogen sind.

Mit Motivation ist das so eine Sache, wenn klar ist, die Springerstrasse muss als Hörfunkstandort aufgegeben werden, wegen des Staatsvertrages und des baufälligen Zu-

standes.

…ein rundfunkhistorisches Gebäude.

Ja, aber fragen Sie mal einen Redakteur von MDR KULTUR, einen sehr netten, der ist in seinem Büro durch den Fußboden ins darunter liegende Geschoß durchgebrochen! Heute ist es ein denkmalgeschütztes Wohnhaus. Ich habe mir das mal angeguckt, weil mir das Foyer so gefallen hat. Es ist auch so geblieben. Ein hoch herrschaftliches Wohnhaus ist es geworden.

De facto mussten sich die Kollegen an den neuen Standort gewöhnen und angefreundet hat sich zum Schluss jeder mit der Hörfunkzentrale. Wir haben dann auch wunderschöne „Salzgrafenfeste“ im Sommer gefeiert, weil es ja der Salzgrafenplatz ist, auf dem die Hörfunkzentrale steht. Die Stadt hat uns mit offenen Armen aufgenommen, der erste Bürgermeister, Herr Rauen, und dann seine Nachfolgerin, Frau Häußler.

Wobei jetzt ja einige nach Leipzig zurückziehen. Denn jetzt gibt es ja keine Aufteilung mehr nach Vertriebswegen, sondern nach Content, nach Inhalt und die Information, also MDR INFO, das Radio heißt jetzt MDR AKTUELL, und sitzt wieder in Leipzig, da wo MDR aktuell vom Fernsehen sitzt. Das heißt, die Kollegen sind jetzt wieder Leipziger und die Kollegen, die im Fernsehen die Kultursendungen produzieren, die müssen jetzt umziehen nach Halle, denn da soll jetzt die Kultur gebündelt werden und FIGARO heißt wieder MDR Kultur. Alles ist im Fluss!

Sie hatten schon angedeutet, dass Sie sich sehr stark für den Erhalt der Orchester und der Chöre eingesetzt haben. Ist das falsch, wenn ich behaupte, Sie haben deshalb den MDR Musiksommer erfunden?

Ja, das ist falsch. Den habe ich nicht erfunden. Den gab es schon, als ich kam. Nicht in der Form, aber es gab ihn. Der erste MDR Musiksommer ist wirklich im ersten Jahr des MDR gelaufen.

Das ist völlig an mir vorbeigegangen.

Das war auch anfangs nicht so ein Event! Es gab vielleicht vier Spielstätten und zwölf Konzerte. Ich weiß es auch nicht so genau, aber etwa in der Größenordnung. 1997 oder 1998 waren es etwa 60 Spielstätten und 120 Konzerte, da hatte sich der MDR Musiksommer zu einem Musik-Festival gemausert. Und jedes Land legte auch Wert darauf, dass es bestimmte Reihen nur eben in Thüringen, Sachsen oder Sachsen-Anhalt gab und dass die mengenmäßige Verteilung gerecht war und die Eröffnungskonzerte auch durch alle drei Länder rotierten. Das fand ich auch in Ordnung, dafür haben wir es ja veranstaltet. Es beschränkte sich auch nicht nur auf klassische Musik. Ich weiß nicht, ob Sie sich an Musiksommer-Eröffnungen erinnern, die Fabio Luisi dirigiert hat, da ging es auch unterhaltsam und populär zu, mit Ute Lemper, Michael Heltau, Klaus Maria Brandauer oder Maximilian Schell. Wir haben Reihen aufgelegt, die mit gefragten internationalen Gästen bestückt wurden. Es hat in den Jahren sehr schöne Aufgaben für Orchester und Chor gegeben.

Aber auch schwierige Fragen waren zu klären. Der Chor, einer der größten professionellen Chöre in unserer Musiklandschaft, sollte in seinem Bestand erhalten bleiben und brauchte in der Nachfolge von Herrn Prof. Frischmuth einen international geschätzten Chorleiter – Prof. Howard Arman war ein Glücksgriff. Aus den drei Hauptdirigenten ist ein Chefdirigent geworden, Fabio Luisi, der hat das Orchester in den zehn Jahren meiner Amtszeit auch sehr erfolgreich geführt mit Konzertreisen in die ganze Welt und einem eigenen Plattenlabel. Aber ich habe auch schmerzliche Einschnitte vornehmen müssen. Wir hatten zwei Orchester, wenn Sie sich besinnen, das große MDR-Sinfonieorchester und die Kammerphilharmonie. Das war natürlich im Grunde genommen vom Volumen her Wahnsinn, denn die Orchester wollen ja auch was zu tun haben. Ein Sinfonieorchester will Konzert-Reihen haben im Sendegebiet und Tourneen im Ausland, mit dem sind wir z. B. nach Peking, Tokio oder Havanna geflogen. Die Kammerphilharmonie musste natürlich auch ihr eigenes Profil pflegen. Ein Orchester, das nicht spielt, verliert seinen Klang.

Auf der anderen Seite bestand die Notwendigkeit, den ganzen Mitteldeutschen Rundfunk wieder etwas zu verschlanken. Das Wort „Outsourcing“ machte als böses Wort die Runde. Heute ist es gang und gäbe, nicht alle Gewerke und jede Dienstleistung selber vorzuhalten, In diesem Zusammenhang stand auch die Frage im Raum: Benötigen wir zwei Orchester? Ich habe dann eine Fusion eingeleitet, die hat, glaube ich, vier oder fünf Jahre gedauert, ohne dass es Entlassungen gab. Das war auch für mich ein schmerzhafter Schritt. Heute denke ich, er war vernünftig. Das war sozusagen der Wermutstropfen. Ansonsten war die Arbeit mit den Klangkörpern höchst erfreulich für mich. Auch mit dem Kinderchor, der mit seinem Chorleiter, Herrn Gunther Berger, drei oder vier Mal in Verona den internationalen Chorwettbewerb gewonnen hat. Sowohl der Kinderchor als auch der große Chor und das Orchester, es war eine Freude mit denen zu arbeiten. Auf dem Höhepunkt unserer Kooperation mit dem Kubanischen Radio ICRT – MDR Info wurde auf Kuba in Spanisch ausgestrahlt – baten die Kollegen um ein Konzertgastspiel unseres Orchesters in Havanna. Ich war skeptisch hinsichtlich der Akzeptanz unserer Musikliteratur im karibischen Raum, aber unser klassisches Repertoire ist dort begeistert aufgenommen worden. Es war ein riesiger Erfolg und die Menschen reden jetzt noch davon. Ich war im März gerade wieder in Havanna bei den alten kubanischen Radiokollegen.

Jetzt habe ich eine etwas persönlichere Frage: Wie sind Sie denn mit dem nicht ganz einfachen Intendanten klargekommen?

Nicht ganz einfach. Nein, aber ich bin mit dem nicht ganz einfachen Intendanten nicht ganz einfach, aber klargekommen. Weil ich glaube, also Herr Reiter war ein Pragmatiker, der gut abschätzen konnte, weil er sich in dem System und mit den Spielregeln auskannte, was machbar ist und was nicht! Er brauchte keine Machbarkeitsstudien, das konnte er sehr gut selber einschätzen. Wenn man mit ihm eine Verabredung getroffen hatte, der meistens eine sehr kontroverse Diskussion vorausgegangen war, aber wenn man mit ihm diese Verabredung getroffen hatte, dann konnte man sich felsenfest darauf verlassen. Ich habe nicht ein einziges Mal erlebt, dass irgendetwas, was ich mit Herrn Reiter besprochen hatte – ohne dass es eine Aktennotiz gab, es also nur mit Hand-

schlag besiegelt war – nicht gegolten hätte. Also, wenn ein gemeinsamer Punkt gefunden war, was nicht so einfach war, dann konnte man sich darauf verlassen, dass der auch gegolten hat. Das habe ich sehr geschätzt. Diese Verlässlichkeit, die war schon ein Wert an sich. Selbst, wenn es dann so war, dass ich nicht mit meinen Vorstellungen als Gewinnerin aus jeder Diskussion hervorgegangen bin, sondern nur mit einem Teilsieg. Sie konnten sich darauf verlassen, dass es dann so und nicht anders verbindlich war.

Wollten Sie mal Intendantin werden?

Nein.

Die Presse spekulierte über die Intendanz des RBB.

Ich war selbst erstaunt, als das plötzlich so massiv im Gespräch war, dass sogar die Presse darauf reagiert hat. Ich habe mich nicht für die Intendanz beim RBB beworben – das war Frau Reim – obwohl das für meine persönliche Lebenssituation eine Option gewesen wäre, nach Berlin zurückzuziehen. Aber ich habe mich beim Mitteldeutschen Rundfunk wohlgefühlt. Ich war ja auch schon in dem Alter und hätte nur noch eine Amtszeit machen können. Nein, ich war mit meiner Situation beim Mitteldeutschen Rundfunk sehr zufrieden. Es gab keinen Grund für mich, da weg zu gehen!

Aber dennoch haben Sie sich schon mit 60 Jahren, nach zwei Amtszeiten als Hörfunkdirektorin, in den Ruhestand verabschiedet.

Ja, aber das hatte ganz persönliche Gründe. Ich hatte einen medizinischen Befund, der nahegelegt hat, dass es für mich möglicherweise besser wäre, wenn ich aufhören würde. Das habe ich mit meiner Familie besprochen und mit Herrn Prof. Reiter. Das war eine sehr persönliche Entscheidung und hatte gar nichts mit dem MDR zu tun.

Mir ist der Abschied auch sehr schwer gefallen. Man entscheidet so etwas ja ganz rational im Kopf, und dann gab es die Verabschiedung und da habe ich erst gemerkt, wie schwer es mir emotional fällt. Zu sagen: „Okay, du hörst jetzt auf, weil es besser für dich ist und vielleicht auch besser für deine Kollegen, wenn du hier nicht als halb Kranke herum hängst und nicht mehr kämpfen kannst“. Trotzdem war die Verabschiedung dann so, dass es mir wahnsinnig schwergefallen ist. Es ist dann gesundheitlich doch gut gegangen, aber ich habe es trotzdem nicht bereut. Ich habe mir dadurch einen freudvollen Rückblick auf meine Zeit beim MDR erhalten. Er ist durch nichts eingetrübt worden. Ich bin gut gestartet und habe einen guten Schlussstrich ziehen können. Das war schon vernünftig. Es hat mir nicht leid getan. Es ist mir schwergefallen, aber es war schon die richtige Entscheidung.

Und was macht man denn danach als Barbara Molsen?

Meine Familie hat das mitbekommen, dass es eine Vernunftentscheidung war und dass es mich doch mitgenommen hat, emotional, auf einer ganz andere Ebene. Manchmal hat ja eine Familie sehr kluge Alternativen. Wir sind immer schon gesegelt und zu DDR-Zeiten ging das natürlich nur auf den Binnengewässern. Ich hatte also auch nur einen

Segelschein für die Binnengewässer. Wir durften ja zur DDR-Zeit auch nicht auf die Ostsee. Als ich zurückkam, sagte mein Mann: „Du, wie wäre es denn, wenn wir einen Hochseesegelschein machen?“ „Warum?“ „Schau mal, jetzt könntest Du endlich mal auf die Ostsee, auf die Nordsee oder den Atlantik. Du müsstest bloß einen Hochseesegelschein machen und du musst natürlich funken lernen.“ Ich habe direkt nach dem Ende der Amtszeit, im Frühjahr 2007 einen Hochseesegelschein gemacht. Mein Mann natürlich auch, weil wir zusammen auf´s Meer wollten – und eine Funker-Zulassung, also das große Funkerzeugnis und dann war ich soweit fit. Wir haben unser etwas kleineres Segelboot, mit dem man eben „binnen“ segelt, gegen ein hochseetaugliches eingetauscht und sind die ersten Jahre nach meinem Ausstieg richtig gesegelt. Und jetzt sind wir etwas älter geworden und „schippern“ noch ein bisschen auf der Ostsee umher. Also, das war nochmal eine ganz andere Herausforderung, und ich habe von einer ganz anderen Warte aus auf die Bedeutung von Radiowellen geblickt, ohne die der Flug- und Schiffsverkehr gar nicht funktionieren würde. Ansonsten habe ich mich weiter um den Nachwuchs gekümmert, um die Journalistenausbildung in Osteuropa, und versucht, einigen ehemaligen Studenten Praktika oder Volontariate in Deutschland zu vermitteln.

Sie haben sich aber auch engagiert in der Initiative „Öffentlich-rechtlicher Rundfunk“ in Berlin?

Ja, das habe ich auch gemacht. Das ist aber dummerweise jetzt etwas eingeschlafen. Das hat einfach damit zu tun, dass die, die sich da engagieren, alles ehemalige Kämpfer sind und nun auch in die Jahre kommen! Und die „Jungen“ brauchen das nicht mehr, dass man zusammensitzt, die kommunizieren über Internetplattformen und Mediadienste. Das Netzwerk funktioniert im Netz! Das, was es mal war, als ich da angefangen habe, dass man sich alle zwei Monate „körperlich“ zusammensetzt und überlegt, welche Initiativen sollten wir unterstützen, wo müssen wir einsteigen, was finden wir, läuft quer, wo sollten wir mal nachfragen, welche Gesprächspartner laden wir ein zu unseren Sitzungen, das findet so nicht mehr statt. Die digitale Kommunikation ist für den Kreis natürlich eine Umstellung, und wir müssen mal abwarten, wie es in Zukunft funktionieren wird.

Wenn Sie auf Ihr gesamtes Berufsleben zurückblicken: Worüber haben Sie sich am meisten geärgert?

Worüber habe ich mich am meisten geärgert? Also ich habe mich geärgert. Geärgert. Ja, vielleicht auch geärgert. Ich habe mich geärgert darüber, viel später, dass die tolle Situation, die wir 1990 hatten, sozusagen nochmal reloaded, nochmal zu überdenken, ob das, was es schon gibt und das was es werden soll, ob man das nicht anders zusammenführen kann. Ob man nicht Fehler oder Verkrustungen oder wo man sagt, das System ist auch ein bisschen überaltert, ob man nicht diese Chance hätte nutzen können zu sagen, da lasst uns doch mal – nicht Tabula rasa machen –, aber da lasst uns doch mal drüber nachdenken, wenn wir jetzt die Chance haben, was können wir jetzt wirklich alles verändern. Das ist einfach schade gewesen. Darüber darf man sich ärgern. Darüber, dass man sozusagen eins zu eins das übernommen hat, das System auf die neuen Bundesländer, und nicht die Chance genutzt hat und gesagt hat: Wir ver-

suchen mal es zu modernisieren, sage ich einfach mal. Wir müssen es ja nicht ändern, aber es einfach modernisieren. Das ist schade gewesen.

Der Mitteldeutsche Rundfunk hat das eine oder andere anders machen können, aber natürlich ist in der Struktur alles so geblieben. Das muss man einfach so festhalten. Wir haben sicher ein paar modernere Sachen hingekriegt, die dann auch sozusagen übernommen wurden sind von anderen Anstalten, aber das System selber hätte es verdient gehabt, bei einem Neustart in den neuen Bundesländern einfach mal hinterfragt zu werden – auf die Waagschale gelegt zu werden –, um zu sagen, was können wir ändern, wenn wir jetzt schon die Chance haben. Das ist nicht passiert. Das ist schade. Wenn Sie überlegen, wir haben immer noch nehmende und gebende Anstalten. Es wäre doch sinnvoll gewesen, wenn wir schon in Adlershof überlegt haben, machen wir nicht eine Fünfländeranstalt, was sicher visionär gewesen ist. Aber dann zu sagen, aber die Anregungen nehmen wir doch mal auf. Jetzt überlegen wir doch mal, können wir das nicht neu strukturieren? Brauchen wir kleine Anstalten, so kleine, dass sie nicht allein existieren können? Das ist verpasst worden.

Und das andere: Was war das Schönste an Ihrem Berufsleben?

Also das Schönste, sagte ich eingangs schon, war natürlich der Anfang. Der Anfang beim Mitteldeutschen Rundfunk war sicher das schönste, wie Hermann Hesse sagt: „Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“. Es war ein Zauber! Da ist etwas entstanden, was niemand so absehen konnte. Also, dass die Menschen mit so einer Begeisterung angefangen haben, das waren ja eigentlich alles Visionäre. Auch die Kollegen, die aus den alten Bundesländern gekommen sind, haben es diesmal besser machen wollen. Dass das so geklappt hat und dass der Sender innerhalb von wenigen Wochen so funktioniert hat, auch wenn wir nicht gleich unsere zehn Prozent Programmzulieferung für die ARD geschafft haben, das war wirklich toll.

Dass das menschlich auch funktioniert hat, ich glaube, dass diese Art, wie man damals miteinander umgegangen ist, bis heute noch ganz lebendig erinnert wird. Ich weiß auch, dass das in meiner ganz persönlichen Rückschau einen besonderen Stellenwert einnimmt. Also die Wende, die ich als etwas Besonderes empfunden habe, weil ich im Nachherein auch sage, wie das die Leute im Osten gehandled haben: Chapeau! Und dann dieser Neuanfang ganz ohne Vorbehalte, mit dem festen Willen, es besser zu machen! Das wir dann alle etwas später festgestellt haben, so ganz anders war es nicht geworden, ist eine andere Frage, aber es zählt ja manchmal der Ausgangspunkt, die Vision!

Ich bin mit meinen Fragen durch. Möchten Sie jetzt noch etwas hinzufügen, was Ihnen noch am Herzen liegt?

Was liegt mir noch auf den Herzen? Ich glaube, Sie haben alles ganz fein abgearbeitet! Naja, so eine Chance gibt es wahrscheinlich nicht noch einmal, aber es wäre schon gut, wenn die Medien, auch die öffentlich-rechtlichen – ich meine die Diskussion fängt ja wieder an – darüber nachdenken, ob sie wirklich für die Zukunft optimal aufgestellt sind? Jetzt ist es natürlich wesentlich schwerer, als es damals war, jetzt ist alles, wie

man so schön sagt, „in Sack und Tüten“, und das erneut aufzubrechen, das wird nur in ganz kleinen „Portiönchen“ möglich sein. Ich denke, wir haben alles besprochen, danke.

(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)